

Petra Wagner & Seyran Bostanci

Sprache kann klein machen – oder bestärken!

Überlegungen zur Entwicklung einer inklusiven Sprache in der Kita¹

Worte können „Balsam für die Seele“ sein – und sie können „im Herzen weh“ tun. Sie können jemanden bestärken und einladen, oder brüskieren und ausschließen. Sprache ist mächtig: Ausgrenzung findet häufig in sprachlicher Form ihren Ausdruck. Sie kann aber auch dazu beitragen, Inklusion zu realisieren. Inklusion verstanden in einem weiten Sinne als Bildungskonzept, das auf Bildungsgerechtigkeit zielt, indem Unterschieden zwischen Kindern und Familien mit Wertschätzung begegnet wird und Herabwürdigungen eine klare Absage erteilt wird. (Wagner 2013)

Mit diesem Beitrag wollen wir aufzeigen, welche Wirkung der sprachliche Umgang auf Kinder hat, auf ihre Bildungsprozesse und auf ihre Identitätsentwicklung, und warum ein bewusster Umgang mit Sprache – eine inklusive Sprache - angeraten ist.

Sprache transportiert gesellschaftliche Bewertungen

Mittels Sprache wird nicht einfach auf eine neutrale Weise das benannt, was in der Lebenswelt existiert. Das erkennen wir, wenn wir versuchen, eine Beobachtung sachlich wieder zu geben. Es gelingt uns kaum, weil wir schnell bewerten, was wir wahrnehmen. Unsere Wahrnehmungen werden gefiltert durch unsere Vorannahmen, unsere Werte und Normen, auch unsere Vorurteile. Man muss es mühsam üben, Beobachtungen von Bewertungen zu trennen, wovon alle ein Lied singen können, die sich mit „gewaltfreier Kommunikation“ beschäftigen.

Außerdem ist die Sprache selbst nicht neutral, sie enthält gesellschaftlich tradierte Vorstellungen von dem, was normal ist und was nicht. Mit der Verwendung dieser sprachlichen Mittel bringen wir auch die jeweiligen Vorstellungen in Anschlag. Nicht nur, indem wir explizit sagen, dieses oder jenes ist normal und das andere nicht. Es geschieht häufig implizit, beispielsweise durch Formulierungen wie „Lena hat nur eine Mutter“ oder „Aleyna hat eine vollständige Familie“. In diesen Aussagen stecken gesellschaftliche Vorstellungen von einer sogenannten „richtigen“ Familie: Das Bild einer Familie, die aus Mutter, Vater, Kind besteht. Das *nur* in der Beschreibung von Lenas Familie signalisiert, dass in ihrer Familie vermeintlich jemand fehlt, dass ihre Familie angeblich nicht komplett sei. Bei Aleynas Familienbeschreibung wiederum wird durch das Adjektiv „vollständig“ zum Ausdruck gebracht, dass in ihrer Familie alles seine Richtigkeit hat. Obwohl für beide Kinder wahrscheinlich ihre gegenwärtigen Familienkonstellationen so, wie sie sind, „richtig“ sind, bekommen sie die Botschaft, dass die eine Konstellation „normal“ sei und die andere nicht.

Ein dritter Grund, warum sprachliche Äußerungen immer auch Bewertungen enthalten, liegt darin, dass es eine Rolle spielt, in welcher Position wir sind, wenn wir etwas sagen: Haben wir Deutungsmacht in dem Sinne, dass wir „etwas zu sagen“ haben, oder zählt unsere Stimme nicht? Sind wir in der Mehrheit und Anderen überlegen, oder gehören wir zur Minderheit, sind gar alleine und damit schutzlos? Damit machen bereits Kinder ihre Erfahrungen:

¹ Der Beitrag ist eine überarbeitete und gekürzte Version des Vortrags bei der 3. Baustelle Inklusion „Worte tun im Herzen weh“, am 14.6.2013 in Berlin. Die Dokumentation der Tagung ist als Fortbildungsmaterial erhältlich bei der Fachstelle Kinderwelten im Institut für den Situationsansatz/INA gGmbH.

„Ben beschwert sich bei der Erzieherin darüber, dass andere Kinder „Schokokeks“ zu ihm sagen. Er hat bereits gesagt, dass er das nicht möchte, aber die anderen machen weiter und ärgern ihn damit. Eine Idee: Er soll zu den anderen Kindern auch etwas sagen, zum Beispiel „Vanille“. Ben probiert es aus – und erntet Gelächter. Diese Bezeichnung belustigt die anderen Kinder, die in der Mehrheit sind, Ben ist das einzige Kind mit brauner Hautfarbe.“

Sprache unterliegt gesellschaftlichen Wandlungen

Dass Sprache nicht neutral ist, lässt sich auch daran erkennen, dass sie geschichtliche Veränderungen anzeigt. Die Linguistin Els Oksaar bezeichnet Sprache als „Spiegel sozialer Wandlungen“ (Oksaar 1992: 7). Dies wird deutlich an Bedeutungsverschiebungen, die bestimmte Bezeichnungen als veraltet erscheinen lassen, so dass sie in der heutigen Alltags- bzw. Umgangssprache nicht mehr verstanden werden. So hat beispielsweise der Herder Verlag zum 40. Erscheinungsjubiläum im Kinderbuch „Die kleine Hexe“ von Otfried Preußler die Formulierung „Ich wichse euch mit dem Besen durch...“ umgeschrieben. Der Grund: Kinder, die heute das Buch lesen oder vorgelesen bekommen, können diese Ausdrucksweise nicht einordnen, weil heutzutage mit „wachsen“ etwas anderes gemeint bzw. assoziiert werde. Deshalb heißt es in der aktuellen Ausgabe nun: „Ich verhaue euch mit dem Besen...“ (vgl. Thienemann Verlag 2013)

Als weiteres Beispiel zur Veranschaulichung des gesellschaftlichen Wandels von Sprache sei hier die Skala: Magd – Dienstmädchen – Hausgehilfen – Hausangestellte – Hausassistentin angeführt. Hierbei handelt es sich nicht um einfache Wortersetzungen oder Synonyme. Die verschiedenen Bezeichnungen stammen aus verschiedenen Epochen und verdeutlichen Veränderungen im gesellschaftlichen Werte- und Rechtssystem, im Hinblick auf Vorstellungen von Hierarchien, Anstellungsverhältnissen und Rollenbildern.

Eine andere Skala zeigt ebenfalls exemplarisch sich verändernde gesellschaftliche Bewertungen: Die Gastarbeiter_innen der 50er/60er Jahre wurden in den 70er Jahren zu so genannten „Ausländer_innen“. Nach Parolen wie „das Boot ist voll“ und anderen rassistischen Kampagnen, die damals als „Ausländerfeindlichkeit“ bezeichnet wurden, fand in Politik und Gesellschaft ein Umdenken statt und man begann, von „Migrant_innen“ zu sprechen. Bald wurde deutlich, dass diese Bezeichnung für die Kinder und Enkel derjenigen, die tatsächlich die Migration unternommen hatten, nicht zutreffend war. Andere Bezeichnungen folgten: Einwanderer, Menschen mit Migrationshintergrund, Menschen mit Zuwanderungsgeschichte, Neue Deutsche – alle sind aus der Kritik an den vorherigen entstanden als der Versuch, eine bessere Bezeichnung zu finden.

Allerdings erscheint jede der bisherigen Bezeichnungen für eingewanderte Menschen unzulänglich, nicht nur weil jede im Endeffekt ein Etikett bleibt und man dieses selbst in der dritten oder vierten Generation nicht mehr loswird, sondern auch, weil mit der Zeit mit dieser Bezeichnung die gleichen stereotypen Vorstellungen (wie „ungebildet“, „integrationsunwillig“ etc.) verbunden werden, wie mit dem sogenannten „Ausländer“.

Bezeichnungen für Menschen oder Gruppen von Menschen unterscheiden sich in der Wirkung von anderen sprachlichen Mitteln. Worte, die sich in abwertender Weise auf Aspekte der Identität eines Menschen beziehen, treffen ins Herz: Wenn das herabgewürdigt oder verlacht wird, was mich ausmacht und was ich gar nicht ändern kann wie meine Hautfarbe, meine Familienkonstellation, mein Geschlecht, meine Körpergröße, meine Behinderung usw., bin ich hilflos und traurig. Wenn es sogar als Begründung dafür herangezogen wird, mich auszuschließen, kann ich verzweifeln. Geschieht es mir als Kind, habe ich schlechte Chancen, ein positives Selbstbild zu entwickeln.

Sprache kann die Identitätsentwicklung von Kindern behindern

Kinder bekommen von Geburt an Rückmeldungen aus ihrer Umgebung, die ihnen etwas über sich selbst und über andere Menschen sagen. Es sind bewertende Botschaften, mit denen Kinder früh gesellschaftliche Normalitätsvorstellungen und Hierarchien erlernen.

Das ist Max.



MAX²

Das ist Max. Er ist fünf Jahre alt und wohnt mit seinen Eltern zusammen. Neben seinem Bett hat er zwei Hanteln, die er jeden Abend 20x mit beiden Armen hochstemmt, damit er Muckis bekommt. Das macht ihm Spaß.

Manchmal fühlt Max sich unwohl, wenn er mit dem Bus fährt und der Busfahrer für ihn die Rampe ausklappt; alle müssen dann warten und schauen Max an.

² Die Beispiele von Max, Mwazilinda und Som sind ausführlicher beschrieben in: Azun u.a. 2009

Nicht so viel Spaß macht es ihm, dass er so oft zur Physiotherapie muss oder wenn die Kinder in seiner Kita zu ihm sagen, wenn man im Rollstuhl sitzt, kann man nicht Fußball spielen.

Ganz unwohl hat sich Max gefühlt, als neulich ein großer Junge „Pass auf, der ist doch behindert!“ gesagt hat, als er nicht schnell genug über eine Bordsteinkante fahren konnte. Das Wort, dass er behindert ist, hat Max wehgetan.

Max hat Spina Bifida, er weiß darum und benutzt einen Rollstuhl, weil er mit seinen Beinen nicht gehen kann. Er lebt damit, auch mit den Krankenhausaufenthalten und den Beschwerden. All das ist für ihn selbst mit dem einen Adjektiv „behindert“ nicht umschrieben, darauf reduziert zu werden tut weh. In der Aussage „der ist doch behindert!“ nimmt er außerdem Abwertung und – fast noch schlimmer – Distanz wahr. Auf den ersten Blick kommt er als Freund wohl nicht in Frage. Er ist „behindert“, damit „anders“ und mit einem Makel behaftet. Das ist eine große Hürde, um ein positives Selbstbild zu entwickeln, in das Max auch die bei ihm angeborene Fehlbildung der Wirbelsäule mit ihren Auswirkungen zu integrieren hat. Die Gefahr ist, dass Max durch solche Erlebnisse Beschädigungen in seinem Selbstwertgefühl davonträgt, die ihn selbst glauben machen, er sei bloß ein „Behinderter“, weil seine Potentiale, seine ganze Person sowieso niemand sieht.

**Das ist
Mwazilinda.**



MWAZILINDA

Das ist Mwazilinda. Sie ist fünf Jahre alt. Sie lebt mit ihren Eltern und ihrer Schwester zusammen. Mwazilinda geht gerne mit ihren Freundinnen Leona und Paula schwimmen, besonders liebt sie es die Wasserrutsche runter zu sausen. Neulich hat sie im Schwimmbad wieder jemand gefragt wo sie denn eigentlich herkommt und einfach ihre Zöpfe angefasst. Das mag sie nicht, sie kommt aus Berlin und sie möchte gefragt werden, bevor sie jemand anfasst.

Letztes Weihnachten wollte Mwazilinda unbedingt die Maria im Krippenspiel sein, aber sie durfte nicht. Sie sollte den König Caspar spielen, weil sie eine ähnliche Hautfarbe hätte wie er, sagte der Pfarrer. Mwazilinda war wütend und traurig und fand das gar nicht fair. Dabei konnte sie den Text so gut auswendig und sie konnte genauso schön gucken, wie man das als Maria können muss.

Auch Prozeduren und Routinen im Alltag einer Erziehungs- und Bildungseinrichtung, wie hier die Rollenbesetzung beim Krippenspiel, geben Kindern Botschaften über sie selbst: Welche ihrer körperlichen Merkmale in welchem Zusammenhang bedeutsam sind und Beteiligung oder Nichtbeteiligung festlegen. Die Festlegung auf einen kleinen Ausschnitt von Beteiligung und Repräsentation macht hilflos, ohnmächtig oder wütend. Es ist die frühe Erfahrung, auf Grund der körperlichen Merkmale, die nicht veränderbar sind, begrenzt und behindert zu werden. Eine Schlussfolgerung kann sein, dass es sich nicht lohnt, sich anzustrengen, weil man an der Begrenzung nur scheitern kann. Das wäre fatal für Mwazilindas weitere Bildungsprozesse.

Und die anderen Kinder, was lernen sie? Botschaften wirken nach allen Seiten, in unterschiedlichem Ausmaß. Alle Kinder in Mwazilindas Gruppe lernen über die Rollenbesetzung etwas über die „soziale Ordnung“ und über „Zugehörigkeit“: Für die Tradierung des christlichen Krippenspiels braucht es Weiße Personen. Schwarze können allenfalls den „König aus dem Morgenland“ spielen. Die Hautfarbe ist entscheidend. Für diese Aktivitäten ist es besser, Weiß zu sein. Auch das wird eingehen in die Identitätskonstruktionen der Kinder und ihr „Hierarchiebewusstsein“ unterfüttern.

Die Beispiele machen deutlich, dass Erwachsenen eine große Verantwortung zukommt, die identitätsbeschädigenden Botschaften zu erkennen und ihnen etwas entgegen zu setzen, sie in erster Linie im eigenen Handeln kritisch zu reflektieren.

Darf man denn gar nichts mehr sagen?

Darüber gibt es allerdings keinen Konsens. Manche sagen: „Das ist doch vollkommen übertrieben! Die Kinder nehmen das gar nicht so wahr. Man soll doch nicht jedes Wort auf die Waagschale legen!“ Und andere: „Ich unterwerfe mich doch keiner Zensur!“ oder „Ich lasse mir doch wegen Political Correctness (siehe Kasten) nicht vorschreiben, was ich sage“. Daraus spricht die Weigerung, Diskriminierung und Ausgrenzung zur Kenntnis zu nehmen. Und auch die Abwehr, sich in Kinder hinein zu versetzen.

Kinder sind ja im Unterschied zu Erwachsenen eben erst dabei, ihr Selbstbild und ihre Bilder von anderen zu konstruieren. In diesem Prozess können sie nicht anders, als Informationen über sich, über ihre Familie, über andere Menschen und Gruppen von Menschen auf aktive und eigensinnige Weise zu verarbeiten. Sind die Botschaften über sie selbst abwertend, so sind sie für Kinder ein direkter Angriff auf ihr Selbstwertgefühl. Sind die Botschaften über Andere abwertend, so erleben Kinder früh, ihnen überlegen zu sein. Beides, Minderwertigkeits- wie Überlegenheitsgefühle, beschädigen die Möglichkeiten für ein solidarisches Miteinander.

Eine inklusive Sprache hat nichts mit Zensur zu tun. Es geht um das Verstehen, dass bestimmte Worte und Redeweisen in bestimmten Kontexten diskriminieren und ausgrenzen. Der Widerstand dagegen, dies anzuerkennen, hat vermutlich unterschiedliche Ursachen.

Eine ist vielleicht Unsicherheit, wie man stattdessen sagen soll. Oder ein Unbehagen, weil man darauf aufmerksam gemacht wurde, dass die verwendeten Bezeichnungen Abwertungen transportieren, die man vielleicht gar nicht beabsichtigt hat. Man ist *ertappt* in seiner unreflektierten Dominanzposition.

Exkurs zu Political Correctness: Politische Korrektheit hat in Deutschland einen schlechten Ruf, vielerorts wird darüber gewitzelt. Mit dem Verweis auf „PC“ werden seit einiger Zeit Bemühungen um eine respektvolle Spra-

che abgewehrt. Dabei gibt es einen seltsamen Schulterschluss zwischen konservativen und eher linksliberalen Vertreter_innen, obwohl sich ihre Beweggründe unterscheiden mögen. Es lohnt ein Blick in die Entstehung des Begriffs: Die Forderung nach respektvollen, politisch korrekten Bezeichnungen für Minderheiten-Gruppen im Sinne der Menschenrechte entstand als Teil der Bürgerrechtsbewegung in den USA. Mit „politically correct“ wurde in der Bewegung dann ironisch kritisiert, dass in der Folge zwar Bezeichnungen, nicht aber Strukturen und Diskriminierungsverhältnisse geändert wurden. In den 90er Jahren hat sich die politische Rechte in den USA des Begriffs bemächtigt, um ihre Ablehnung von Antidiskriminierungsbemühungen auszudrücken. Sie sieht in „Political Correctness“ Zensur und verwendet ihn als Kampfbegriff gegen den „liberalen Feind“. Kommentator_innen werten dies als konservative Verteidigung traditioneller Werte und als Widerstand der Eliten gegen den Verlust von Autorität und Macht. Es scheint, als hätte in Deutschland eher die konservative Version um die Deutung von „PC“ gewonnen, was auch die Debatte um rassistische Bezeichnungen in Kinderbüchern gezeigt hat. Auch hier wird auf Zensur verwiesen, Tabubrüche werden gerechtfertigt, zum Beispiel in der Verteidigung der Thesen von Thilo Sarrazin, der „endlich ausspreche, was viele denken“. Die politische Absicht: Den Selbstbestimmungsbestrebungen von Minderheiten einen Riegel vorschieben, Gleichberechtigung eine Absage erteilen. Die Wirkung: Soziale Ungleichheit wird erhalten, wie sie ist.

Sprache und Empowerment

Worte können wohl tun und bestärken. Was kennzeichnet Worte, die wir brauchen, um eine inklusive Sprache zu entwickeln?



SOM:

Das ist Som. Som ist sieben Jahre alt und geht zur Schule. Sie lebt mit ihrer Mutter, Vater, ihrem jüngeren Bruder und ihrer älteren Schwester zusammen. Som liebt Donnerstage, denn da geht sie mit ihrer Klasse Schwimmen. Weil sie so gut schwimmen kann, wollen die anderen Kinder es von ihr lernen. Som mag auch Montage, denn da haben ihre Eltern frei und nach der Schule ist die ganze Familie zusammen. Am schönsten ist es für Som, wenn die Eltern Geschichten erzählen – von ihrer Kindheit, von Buddha oder vom Restaurant, wo sie beide arbeiten. Dann könnte sie stundenlang zuhören.

Som wünscht sich, dass niemand zu ihr und ihrer Familie gemein ist. Manche sagen „Schlitzauge“ zu ihr oder ihren Geschwistern, und das findet Som richtig gemein. Neulich in der Schule ist auch etwas Gemeines passiert: Alle erzählten, was sie am Sonntag gemacht haben, und Som hat vom Tempel erzählt. Da hat Robby Faxen gemacht, die Augen verdreht, „ommmm“ gesagt und mit den Händen nach oben gezeigt. Alle haben gelacht, und die Lehrerin hat nur „na, na“ gesagt.

Die Lehrerin im Beispiel zeigt Missbilligung an, allerdings in einer schwachen Form, sie sagt lediglich „na, na“. Sind in einer Kindergruppe oder Schulklasse Vereinbarungen zum Umgang untereinander getroffen und ist dabei verabredet worden, sich nicht gegenseitig auszulachen, dann könnte das „na, na“ als Erinnerung an die Vereinbarung verstanden werden. Ist das nicht der Fall, so wäre es für Kinder wie Som hilfreicher, wenn genauer ausgeführt wird, dass Auslachen nicht in Ordnung ist und warum. Oder wenn vielleicht der Fall zum Anstoß genommen wird, eine Vereinbarung zum Umgang miteinander zu erarbeiten.

Geschieht das nicht, so kann Som aus solchen Erfahrungen den Schluss ziehen, dass es besser ist, in der Klasse nur das zu erzählen, was die anderen auch erzählen. Um nicht wieder zu riskieren, dass Gewohnheiten, mit denen sich ihre Familienkultur von den Familienkulturen anderer Kinder unterscheidet, mit Spott und Unverständnis quittiert werden.

Pädagogische Fachkräfte brauchen einerseits selbst Klarheit darüber, was sie im Umgang miteinander anstreben und sie müssen es verbalisieren können. In der Situation hilft ein sprachliches Repertoire, um auszudrücken, dass Menschen Dinge auf unterschiedliche Weise tun. Als eine Feststellung, die für Kinder das gedankliche Spektrum öffnet, was alles menschenmöglich sein kann. Das geht allerdings nur, wenn unser eigenes Spektrum an Vorstellungen weit ist: „Es ist normal, dass wir verschieden sind“. Eine Kollegin hat berichtet, dass sie häufig sage: „Manche Menschen machen es so, manche Menschen machen es so.“ So heranzugehen, ohne zu bewerten, hilft tatsächlich, nicht so einfach von „normal“ und „abweichend“ zu sprechen.

Inklusive Sprache erfordert daneben klare Worte, wenn Herabwürdigungen im Spiel sind – um eben ihre identitätsbeschädigenden Auswirkungen nicht hinzunehmen. Ein kleines Beispiel, in dem dies der Erzieherin gut gelungen ist:

Mittagessen in der Kita, es gibt kleine Fleischbällchen. M. bekommt sie mit der Gabel nicht aufgespießt, einige Fleischbällchen flutschen weg und fallen vom Teller auf den Tisch. Sein Tischnachbar S. sagt: „Hihi, der macht das alles falsch!“ M. ist sichtlich verunsichert, er hört auf zu essen. Er schaut zur Erzieherin. Sie spürt, dass er jetzt ein Signal von ihr braucht. Sie sagt: „Es gibt kein richtig oder falsch, es ist nur ein bisschen was daneben gegangen. Weils mit der Gabel schwer ist, die Bällchen aufzuspießen, nicht wahr?“ Daraufhin möchte M. lieber mit einem Löffel essen. Andere Kinder ziehen nach, essen ebenfalls mit Löffeln.

Man kann Fleischbällchen so oder so essen, in der Tat. Erzieher_innen berichten, dass Kinder sich in der Folge durchaus auch bei ihren eigenen Aushandlungen an solchen Botschaften orientieren. Damit ist viel gewonnen: Kinder sind Herabwürdigungen nicht mehr ausgeliefert, weil sie ein verbales Repertoire zur Verfügung haben, um zu widersprechen. Sie können darüber hinaus mit dafür sorgen, dass auch andere vor Herabwürdigung geschützt werden.

Inklusive Sprache ist nicht alles – aber wichtig!



Natürlich ist eine inklusive Sprache nicht alles. Wird z.B. in Pippi Langstrumpf von Astrid Lindgren ihr Vater als „Südseekönig“ beschrieben und nicht mehr als „N-könig“³, so bleibt dennoch die Hierarchie erhalten, wonach Pippis Vater zum Anführer der Inselbewohner_innen geworden ist, was nicht erklärt wird und auch nicht einleuchtet, außer mit kolonialen Vorannahmen.

Eine inklusive Sprache ist wichtig, weil sie verhindern hilft, dass Ausgrenzung und Herabwürdigung in Alltagssituationen stattfinden. In Situationen, die auch anders gestaltet werden können, wo man nicht gezwungen ist, sich einer ausgrenzenden und abwertenden Sprache zu bedienen.

Man muss entscheiden, was man selbst anstrebt. Eine inklusive Sprache meint nicht nur das einmalige Ersetzen bestimmter Worte durch andere. Sondern eher: Sich immer wieder in Aushandlungs- und Reflexionsprozesse darüber zu begeben, welche Wirkungen sprachliches Handeln hat, gerade im Machtverhältnis zwischen Erwachsenen und Kindern. Und sich dann bewusst für andere Sprachverwendungen entscheiden, wenn man vermuten muss oder darauf hingewiesen wird, dass Worte wehtun.

Literatur

Azun, Serap; Enßlin, Ute; Henkys, Barbara; Krause, Anke; Wagner Petra (Hrsg.) (2009): Mit Kindern ins Gespräch kommen. Vorurteilsbewusste Bildung und Erziehung mit Persona Dolls. Das Praxisheft. Zu beziehen über www.kinderwelten.net

Auer, Katrin (2011): Political Correctness im Diskurs, unter: <http://migrazine.at/artikel/political-correctness-im-diskurs>, zuletzt zugegriffen: 05.06.13.

Kilomba, Grada (2009): Das N-Wort. In: Bundeszentrale für politische Bildung: Dossier Afrikanische Diaspora in Deutschland. <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/afrikanische-diaspora/59448/das-n-wort> (am 14.3.2013)

Oksaar, Els (1992): Sprache und Gesellschaft. In: Sprache und Gesellschaft. Mannheim, Wien, Zürich: Duden-Verl., S.5-35

³ „Das N-Wort“ wird in rassismuskritischen Texten verwendet, um auf die Verwendung des rassistischen Wortes „Neger“ zu verzichten, weil seine Wiederholung auch in kritischer Absicht die Herabsetzung reproduziert und dazu beiträgt, sie im öffentlichen Diskurs zu erhalten. Siehe auch: Kilomba 2009

Thienemann Verlag (2013): Erklärung zur Modernisierung von „Die kleine Hexe“, unter:
http://cms.thienemann.de/index.php?option=com_content&view=article&id=632:erklaerung-zur-modernisierung&catid=15:news-artikel&Itemid=29, zuletzt Zugriffen: 13.06.13

Wagner, Petra (Hrsg.) (2013): Handbuch Inklusion. Grundlagen vorurteilsbewusster Bildung und Erziehung. Freiburg: Herder Verlag

Abbildungen: Persona Dolls-Postkarten mit Reflexionsfragen für die Fortbildung, erhältlich i der Fachstelle Kinderwelten, Layout: Nora Döring, Bildart

Cartoon: Ka Schmitz